

Zur intentionalen Sprache der Handlung als dem Fundament einer wissenschaftlichen Psychoanalyse

Eine handlungs- und sprachphilosophische Kritik an R. Schafer

Wolfgang Tress

Roy Schafer präsentierte 1976 eine Sammlung seiner wichtigsten Aufsätze aus der ersten Hälfte der Dekade. Erst 1982¹ wurden sie dem deutschsprachigen Leser in dieser Abrundung zugänglich. In seinen Arbeiten legt Schafer der wissenschaftlichen Psychoanalyse für ihre Theorie eine neue Sprache, die Sprache der Handlung nahe, welcher sich die psychoanalytische Klinik schon immer und notwendig bediene. Das Neue seien, so Schafer, eine Gruppe von philosophisch begründeten Sprachregeln, die in der Theorie der Technik ebenso wie in der Metapsychologie deren mechanistische durch eine humane (personale) Anthropologie ersetzen wollen. Versucht wird „eine logisch folgerichtige, integrative Auffassung der korrelativen Begriffe der Situation, der Handlung, der Emotion und des subjektiven Erlebens allgemein darzustellen“, um zu zeigen, „wie diese Begriffe einander logisch zugeordnet sind“ (S. 11).¹

Unsere Erörterungen gehen von einer Skizze der Schaferschen Grundpositionen aus und leiten zu deren Kritik über, nicht um Schafers Intentionen zurückzuweisen, sondern um herauszuarbeiten, wie sein Werk die eigene philosophische Grundlage verfehlt und derart zum Nachteil der Psychoanalyse scheitern muß. Leider überragt der dabei angerichtete Schaden Schafers Verdienst, die Psychoanalyse auf eine epochale Al-

¹ Die Seitenzahlen beziehen sich, so nicht anders vermerkt, auf R. Schafer (1982): Eine neue Sprache für die Psychoanalyse (NSP).

ternative zu unserer bisherigen reduktionistischen Sprache von dem Naturwesen Mensch in Gestalt der Sprache von der biopsychosozialen Person aufmerksam gemacht zu haben. Der philosophisch ungerüstete Leser wird mit einer bestimmten, in der Tat vielversprechenden Perspektive der psychologischen Philosophie mißverständlich und wahrscheinlich sogar in einem wirklichen Mißverständnis konfrontiert. Deshalb verwirft der nach philosophischer Orientierung suchende psychoanalytische Praktiker die empfohlenen Auffassungen wegen ihrer vermeintlichen Unbrauchbarkeit endgültig und übersieht dabei, daß die offensichtlichen Ungereimtheiten in Schafers Arbeit zu dessen und nicht zu Lasten der von ihm schlecht vertretenen Positionen gehen. Eine ganze Generation von Psychoanalytikern könnte sich in der Folge um die Früchte der Umorientierung in der psychologischen Philosophie bringen. Wittgensteins Mißverständnis der Psychoanalyse (1966), das Levy (1983) in einer luziden Arbeit herauschält, würde von einem Mißverstehen der auf Wittgensteins später Sprachphilosophie gründenden Revolution der philosophischen Anthropologie durch einen psychoanalytischen Theoretiker kontrapunktiert.

1. Roy Schafer will nicht „in einem literarischen Gewaltstreik“ die „anti-intellektuelle Romantisierung“ der Einfühlung an die Stelle eines physikochemischen und evolutionär-biologischen Sprachgemischs („Begriffe wie Kraft, Energie, Besetzung, Mechanismus, Sublimierung oder Neutralisierung einerseits, Funktion, Struktur, Trieb, Objekt und Anpassung andererseits“, S. 15) setzen, grotesk auf die Spitze getrieben in M. Kleins metapsychologischen Verdinglichungen. Es geht ihm vielmehr mit Wittgenstein um eine Gruppe von Regeln für die Sprache, „wie Dinge gesagt werden können, die eine Version von Realität oder eine Welt konstituieren und mitteilen“. Nur ein sprachliches Regelgefüge erlaubt Erkenntnis: Tatsachen „werden immer in gleichem Maße geschaffen wie gefunden“ (S. 17). „Nur mittels sprachlicher Regelgefüge können wir auf systematische Weise Erkenntnis gewinnen (m. E. die schlichteste Umschreibung für wissenschaftliches Arbeiten, W.T.), auch in der Psychoanalyse. Indem wir solche Regeln annehmen, legen wir fest, was wir als Tatsachen, als Kohärenz der Tatsachen und als Zuschreibung von Grenzen werten wollen; und zugleich legen wir da-

mit die Kriterien für Folgerichtigkeit und Erheblichkeit in unseren psychologischen Aussagen fest“ (S. 16). In diesem Sinne anerkennt Schafer auch Freuds „metapsychologisches Begriffsgemisch“ als eine solche Sprache von freilich schwindender Attraktivität. Diese Anziehungskraft rühre von der „Übereinstimmung mit der archaischen, körperhaften Sprache der Kindheit“ (S. 18) her. Sie sei konkretistisch „angelegt auf die dinghafte Bezeichnung dinglicher Erscheinungen und Vorgänge und auf Begleitumstände der dinghaften Bezeichnungen wie Ort, Bewegung, Antrieb, Wucht, Menge und Masse. *Zugleich ist sie relativ arm an Ausdrücken, in denen das Kind als Täter dessen, was es tut, erscheint*“ (Hervorhebung W. T., S. 18).

Die Unzulänglichkeiten der Sprachregelungen in Freuds Metapsychologie entstammen ihrer mechanistisch-organismischen Semantik, gemäß der etwa das unbewußte Es den Menschen zu unverantwortbarem Tun antreibt, unverantwortbar insofern, als er dieses – metapsychologisch – nicht verantworten *kann*. An diesem metapsychologischen Sachverhalt ändert nichts, daß der Kliniker Freud „das normale wie das neurotische Schicksal als aktiv gewählt oder selbst bereitet“ (S. 33) betrachtete. Vielmehr muß die Metapsychologie, um mit klinischen Gegebenheiten verknüpft werden zu können, zu unreflektierten Anthropomorphisierungen greifen: Stets waltet im psychischen Apparat der klassischen Metapsychologie bis in ihre jüngsten Weiterungen hinein „ein Drahtzieher“, der immer hinter den theoretischen Kulissen auszumachen ist: Das handelnde Subjekt wird von Begriffen wie „Ich“ und „Selbstrepräsentanz“ verstellt, weil ein pronominales „ich“ in kein naturwissenschaftliches Vokabular paßt. Wenn der Analytiker seinem Patienten, der gleich unserer Metapsychologie die Verantwortung für sein Handeln leugnet, zu einem angstfreien Erleben und Bewußtsein seiner eigenen Handlungsfähigkeit verhilft, so steht dieser zentrale Aspekt der Therapie quer zur psychoanalytischen Theorie. Nur verwiesen sei auf Schafers Analyse „lückenstopfender Begriffe der Metapsychologie“ (S. 41 ff: Das angepaßte Ich, die Identität, das Selbst), deren Tendenz kaum zu entkräften sein dürfte. Stets erweist sich die Unmöglichkeit, „die Rhetorik der Naturwissenschaften mit der Rhetorik des Erlebens zu mischen“ (S. 46). So projiziert sich der Kliniker selbst in das mecha-

nistische Seelenmodell hinein, welches er zunächst seinem Patienten überstülpt: Der Analytiker *ist* jener Drahtzieher, er kann sich niemals wirklich selbst als einen Apparat betrachten (S. 50) oder „die eigene Arbeit als ein Wechselspiel von Kräften und Funktionen“ sehen. Unbeschadet seiner terminologischen Gewänder bleibt der Kliniker vor sich selbst einer, „der handelt, der entscheidet, was er tun will und es auch tut, der es vielleicht bemerkt, wenn er falsch entschieden oder unzweckmäßig gehandelt hat, und der dann etwas verbessern kann. Der Analytiker *als Person* (Hervorhebung im Original) ist es, der die Maschine erfunden hat, der sie einschaltet und abschaltet, der die Drähte zieht.“ „Weil dem so ist“ – und hierin Schafer zu widersprechen, dürfte kaum gelingen –, „bedarf die Theorie vom psychoanalytischen Prozeß einer von Grund auf nicht mechanistischen, nicht organismischen Sprache“ (S. 50). Dies könne eine systematische Handlungssprache leisten. Sie könnte es in der Tat, wenngleich sie dabei nicht Schafers Entwurf folgen darf.

Als „die Grundregel der Handlungssprache“ (S. 22) führt Schafer ein, „jeden psychischen Vorgang, jedes Ereignis, Erleben oder Verhalten als eine Art von Tätigkeit (zu) betrachten, die wir von nun an eine Handlung nennen wollen“. Jede Handlung ist, so Schafer, durch ein aktives Verb zu charakterisieren oder nötigenfalls als ein adverbialer Ausdruck zu verwenden, der den Modus der Handlung angibt. Verschwinden müssen Substantive und Adjektive (Ich, das Unbewußte, Emotion, Trieb). Allein solche Radikalität vermag den „physikochemischen“ Zwang der Metapsychologie auf unser Denken zu brechen. Die Sachverhalte, auf die sich jene Substantive und Adjektive beziehen, sollen natürlich beibehalten werden, wenn auch handlungssprachlich geläutert. „Handlung“ umfaßt in diesem Verständnis ebenso jede private psychische Tätigkeit wie unserer Träume und alle in verbalen und/oder nonverbalen Symbolen vermittelte Kommunikation. Psychologisch unzugänglich bleibt allein das ganz und gar Unbeeinflußbare, die biologischen Reflexe etwa. Beispiele für die propagierten Verb-Adverb-Formulierungen wären (S. 23):

Er hütet sich, je zu bedenken, wie genüßlich er sich auf Konkurrenz einläßt. – Unbewußtermaßen führt er seine sadistischen Praktiken aus. –

Sie vermeidet es, sich an Kindheitsereignisse zu erinnern, auf die sie in traumatischer Weise reagiert hat.

Darüber hinaus möchte Schafer die Sprache der psychoanalytischen Metapsychologie und Klinik von Hilfsverben („haben“), von „sein“ und „werden“ als selbständigen Verben (da sie in der Regel Eigenschaften zuschreiben) sowie von Passiv-Formulierungen insgesamt reinigen. Es gelte statt dessen, aktive Verben des Handelns zu verwenden. Hierdurch sollen aus dem Bild des Patienten wie auch aus dem unserer selbst die „antreibenden Wesenheiten“ verschwinden, die so gerne zur Entlastung als „die Auslöser und Träger des Handelns“ (S.21) zitiert werden. Darin bestünde ein Fortschritt, denn bislang kennt unsere Theorie keine befriedigende Erklärung dafür, *wie* etwa ein Abwehrmechanismus (Wesenheit A) mit einer verdrängten Triebregung (Wesenheit B) in Beziehung tritt, um deren Druck in Schach zu halten. Oder was kann ein geistloser Trieb, so fragt Schafer, „mit einem auf die Erscheinungswelt gerichteten Gedanken“ zu tun haben. Traditionellerweise personifizieren wir diese substantivistischen Begriffswesen, um sie „wie Menschen miteinander verkehren zu lassen – das Ich mit dem Es, die Abwehr mit dem Trieb, die Besetzung mit der Vorstellung“. „In diesem verstellten Sinn sind wir schon längst bei einer Psychologie, in der von Menschen bei Handlungen in verschiedenen Modi die Rede ist“ (S.28). Diese Handlungssprache gelte es zu explizieren, um den „wuchernden Anthropomorphismus“ zu überwinden.

Dringend bedürften diese Leitlinien, entlang derer Schafer sein ungemein verdienstvolles Vorhaben durchzuführen versucht, des kritischen Kommentars, hat er doch sein philosophisches Fundament bereits verunstaltet. Um der Kontinuität willen seien die Einwände aber aufgeschoben, um noch einige markante und grundlegende Setzungen Schafers anzuführen. Nicht sollen dagegen die psychoanalytischen Anwendungen dieser Grundlagen referiert werden. Sie sind bei Schafer oder seinen Kommentatoren bequem nachzulesen und trotz der havarierten Basis außerordentlich gehaltvoll. Denn Schafer bestimmt die Psychoanalyse ja zu Recht als die Wissenschaft vom menschlichen Handeln, „sie mache menschliches Leben verständlich und damit für rationale und geregelte therapeutische Einflußnahmen zugänglich“ (S.58).

Konsequent geht der weitere Weg in die Irre, wenn Triebregungen als Handlungen bestimmt werden, „die jemand ausführen würde, wenn er sich nicht mit Erfolg davon abhielte“ (S. 68). „Der Trieb ist nichts, das logisch oder psychologisch früher oder weiter innen geschieht als das Handeln“ (S. 69). – Als 25 Jahre früher G. Ryle (1949) letztlich erfolglos in ähnlicher Weise mentale Begriffe in Verhaltensdispositionen übersetzen wollte, bezichtigte man ihn und ungerechterweise später auch Wittgenstein des methodologischen Behaviorismus, gegen den Schafer sich strengstens verwahren will, aber aufgrund jener Dispositionsprädikate (Trieb = potentielles Verhalten) nicht kann.

Zutreffend wäre Handlung zu definieren als eine sinnvoll auf ein Ziel gerichtete menschliche Aktivität, als ein intentionaler Akt, den einer um Gründe willen vollzieht. Nicht von determinierenden Gesetzen, sondern von der handelnden Person, von ihrer Entscheidung hängt es ab, ob eine Handlung ausgeführt wird oder unterbleibt. Keine Bedingungen der Vergangenheit verursachen das Handeln (in Gegensatz zum Verhalten in der Terminologie des Behaviorismus), sondern die finalen Konsequenzen einer Interpretation der Handlungssituation sind die Gründe des Handelns. Dabei gilt, daß jedes quasiobjektive Verhalten unter grundsätzlich unendlich vielen Gesichtspunkten als je verschiedene Handlungen *beschrieben* werden kann. Eine bestimmte Handlung bezieht sich immer nur auf eine bestimmte Beschreibung. „Was wir also eine Handlung *nennen* (Hervorh. W. T.), wie wir sie bezeichnen und welche zeitlichen und anderen Grenzen wir ihr setzen, hängt offenbar von der Art und Ebene des Beschreibungs- und Erklärungskontextes ab, den wir herstellen und einhalten wollen“ (S. 72). „Das bedeutet auch, daß der Handelnde nicht alle Möglichkeiten und Voraussetzungen seines Handelns kennen kann“. Die psychoanalytische Deutungsarbeit beschäftigt sich deshalb nicht nur mit verdrängten Inhalten, denn das „Unbewußte“ ist nicht allwissend. Vielmehr dringt die Deutung zu anderen Weisen vor, das zu beschreiben, was zu tun der Analysand vermeintlich beschlossen hat. „Sie stellt umfassender fest, was diese Handlungen einem bedeuten“. Sie lehrt aber auch, „Handlungen in einem neuen Licht zu sehen“. Dies gipfelt in Schafers Feststellung: „Der Analysand als Historiker seines eigenen Lebens erhält einen günstigeren

Standpunkt und weiteren Ausblick; es wird ihm bewußt, daß er schon immer Entscheidungen getroffen hat und daß er in Zukunft weitere und andersartige Entscheidungen zu treffen hat“ (S.73). Das Problem des freien Willens, die Unabhängigkeit des Handelns von deterministischen Einflüssen i. S. der Naturwissenschaften, dieses Problem stellt sich nicht für eine Handlungssprache. Sie hat sinnvolles, zielgerichtetes und begründetes Tun und Lassen zum Gegenstand. Auch das frustane Leib-Seele-Problem entfällt, „wenn wir Psychoanalyse nicht länger als eine Theorie der Triebe und ihrer Schicksale auffassen“. „Die unzweifelhafte psychologische Bedeutung der Repräsentanz somatischer Prozesse erfordert nicht mit Notwendigkeit“ ... „eine Theorie“ ... „die auf den körperlichen Trieben und ihrer Umbildung zu psychologischen Motiven beruht“ (S.74). Die Psychoanalyse bedarf dagegen einer „Theorie, die in der einen oder anderen Weise den entscheidenden Beitrag behandelt, den die Repräsentanz dauerhafter oder wiederholter, stark lust- oder unlustvoller Körperempfindungen zur Entwicklung leistet, insbesondere der Empfindungen, die mit den psychosexuellen Zonen in Verbindung stehen“ (S.75).

Von hier aus stimmt man leicht der Auffassung von den Abwehrmechanismen als Verleugnungs-Handlungen zu, gerät aber in Schwierigkeiten, wenn auch Triebe als Handlungen aufgefaßt werden mit der schlechterdings befremdlichen Konsequenz, der Analysand, wie selbstverständlich auch der Analytiker, seien für ihre Gedanken und Träume, für ihre Gefühle und Emotionen, letztlich für ihre vermeintlichen Triebe, die nun dank Schafer als Handlungsdispositionen aufgeklärt wurden, *verantwortlich!* Auch die Einfälle in der freien Assoziation sind für Schafer Handeln im Bereich des Denkens, für oder gegen welches der Analysand sich je entscheidet. Die Widerstände gegen derartige Thesen erklärt Schafer so: „Eine durchgehaltene Handlungssprache sind wir kaum gewohnt“. Daß sie zumindest in der hier vorgetragenen Form falsch sein könnte, wird nicht erwogen. So verdirbt sich Schafer die Chance, dort ernstgenommen zu werden, wo er es verdient, etwa mit seinen Argumenten gegen die Verräumlichung seelischer Prozesse und Sachverhalte am Beispiel der Introjekte bzw. der seelischen Innenwelt. (Leider versäumt es Schafer hier, die Metaphern der psychologischen

Räume systematisch durch die adäquaten Formulierungen psychologischer Zeiten zu ersetzen. Schließlich ist Zeitlichkeit dem Handeln inhärent. Erst 1982 widmet er sich dieser Frage, wenn er im Hier-und-Jetzt der Analyse die kondensierte, koordinierte, zeitlose Version der Vergangenheit in der Gegenwart erkennt und die Rekonstruktion der Vergangenheit als zeitlich versetzte, künstlich linearisierte Form der psychoanalytischen Interaktion im Hier-und-Jetzt aufklärt.)

In klassisch Wittgensteinscher Manier bedient sich Schafer sprachphilosophischer Argumentationsfiguren: Affekte meinen keine ausschließlich privat zu erkennenden Gegebenheiten, sondern meinen Modalitäten des Handelns. Das Erkennen der Affekte bleibt in dieser Sicht kein Privileg des Subjektes und seiner Introspektion. Das Subjekt hat sich vielmehr in seiner Rede und damit in der Kognition seiner Affekte an die Regeln zu halten, die in seiner Sprachgemeinschaft für Affektbegriffe gelten, – oder das Subjekt spricht und denkt nicht von seinen emotionalen Zuständlichkeiten. Diese beim ersten Lesen kaum hinzunehmende Feststellung besagt gerade nicht, was Schafer unterstellt, nämlich daß Affekte Handlungen seien. Sie besagt vielmehr, daß wir von unseren Affekten nur in derselben Weise sprechen können wie von allen anderen Sachverhalten der Welt auch, in Form von Beschreibungen. Mögen diese Beschreibungen auch in weiten Grenzen beliebig sein, so beschreiben sie doch unausweichlich eine positive oder negative, dem Objekt zu- oder abgewandte Gefühlshaltung. In diesem Sachverhalt, der sich durch alle *möglichen* Affektbeschreibungen hindurchzieht, begegnen wir einem Naturmoment unserer sozialen Konstitution.

Ein wesentlicher Topos im Kontext unserer Erörterungen ist die Frage nach der Struktur von Handlungserklärungen. Schafer beantwortet sie in der m. E. einzig angemessenen Form, wonach Handlungen aus der Perspektive von Gründen zugleich beschrieben *und* erklärt werden. Die Beschreibung von Handlungen im Gegensatz zu Verhaltensfeststellungen ist immer schon auf finale Gründe bezogen, nur in ihrem Kontext werden Handlungen verständlich. Gründe sind die Merkmale einer persönlichen Welt des Handelnden, seiner Sinnbezüge und Ziele. Das hebt die überkommene Dichotomie von Beschreiben und Erklären auf und macht evident, daß „Hinweise auf Kausalität mit psychoanalyti-

schen Erklärungen unvereinbar sind“ (S. 135). Ob derart auch die bislang für die Psychoanalyse essentiell erachtete Leitidee der *Psychodynamik* aufzugeben ist, weil, wie Schafer meint, dieser Begriff der Newtonschen Physik verhaftet sei, bleibt noch zu erörtern. – Des weiteren impliziert die Rede von den Gründen einer Handlung das Konzept der Intentionalität, welches unabdingbar zur Handlungssprache gehört, insofern sich Handeln auf dieses und jenes richtet. Auch das wird uns noch beschäftigen.

Nach all dem ist Widerspruch kaum denkbar, wenn Schafer schreibt, „Unter dem Banner der ‚wissenschaftlichen Psychoanalyse‘ (science im Gegensatz zu den humanities, liberal arts, Geisteswissenschaften, W.T.) haben wir uns auf unhaltbare Kausalbegriffe festgelegt, während wir die ganze Zeit über bedingungslos unserer Aufgabe treu geblieben sind, den Gang und die Probleme der individuellen menschlichen Entwicklung so umfassend wie möglich zu verstehen“ (S. 147).

Wer bis hierher mit etwas Vorwissen in Sprach- und Handlungsphilosophie – denn von Schafer wird man diesbezüglich im Stich gelassen, ebensowenig werden konkurrierende Positionen innerhalb der Sprachphilosophie und der analytischen Philosophie des Geistes angeführt – und mit einigen Einschränkungen, Vorbehalten und Korrekturen zu folgen bereit war, wird im Kapitel „Emotion als Handeln“ (S. 217–274) auf die schwerste Probe gestellt: Emotionen seien keine Wesenheiten, kein Betrag an psychischer Energie, keine Triebäußerungen, keine physiologische Reaktion, keine Empfindung (!), kein passives Erleben. Man möchte spontan fragen: Sind Emotionen all das nicht auch? Nein, Emotion ist nach Schafer: „Ein Emotionshandeln oder ein Emotionsmodus des Handelns, das Menschen in von ihnen definierten Situationen vollziehen“ (S. 273). Unsere Gefühle selbst seien also Handlungen oder doch die Art und Weise, in der wir handeln. Es wird zu zeigen sein, daß erstere Behauptung grundsätzlich fehlgeht und nur modifiziert auf unechte Gefühle im Zuge der Selbsttäuschung anwendbar ist und daß letzteres zwar zutrifft, aber den Sachverhalt unvollständig wiedergibt. In anderer Wendung schreibt Schafer „Verben und Adverben handeln nicht von der Emotion, sie sind die gestaltete Emotion“ (S. 219). Dies sei aber keine behavioristische Argumentation, da zu den Handlungen

und Modi der Emotionalität auch persönlichste Gefühlstöne gehörten. Als ließe sich der methodologische Behaviorismus mit derlei pseudo-privatistischen Hinweisen erledigen. Schafer greift dann auf Allgemeinplätze der analytischen Philosophie zurück und formuliert „Handlung, Situation und Emotion sind allesamt Aspekte ein und derselben Beschreibung und Erklärung“ (S. 253), es handele sich hier um korrelative Begriffe. Derart wird der logische Hintergrund der „scheinbar gesetzmäßigen Aspekte der Emotion“ endgültig verdunkelt. Und es bleibt trotz vieler Wiederholungen ungenügend, „wenn wir sagen, daß der Betreffende sich nun in einer veränderten emotionalen Situation zu befinden glaubt und daß es für diese tatsächliche oder eingebildete Änderung Gründe geben muß“ (S. 263).

Man könnte meinen, Schafer propagiere die Auffassung, der Mensch vermöchte ad libitum seine Situation, die dazugehörige Emotionalität und das sich daraus nach Gründen ableitende Handeln zu wählen, als sei uns die Wahl der Situations- und Emotionsbeschreibungen wenigstens dem Prinzip nach freigestellt. Konflikte sind demnach Fehlbeschreibungen und -zuschreibungen im intrapersonalen und sozialen Medium. Weil er Emotionen wie Vorstellungen als Handlungen auffaßt, prangert Schafer einen „weit verbreiteten Mißbrauch des Emotionsbegriffes“ an: Zumeist stelle sich der Mensch unter Emotionen „Wesenheiten vor, die er passiv in gesetzmäßiger Weise erlebt“. Nach den Regeln der Handlungssprache sei diese Vorstellung unzulässig, denn Emotionen würden ausgeführt, man habe sie nicht. – Bezeichnenderweise expliziert Schafer seine Auffassungen am Beispiel der Depression, welche er psychoanalytisch als verständliche, wenn auch fehlgeleitete Aktivität erläutert. Es scheint ihm die Konsequenz entgangen zu sein, mit der er die Verfassung des Verliebtseins, der überwältigenden Verzweiflung oder der Trauer ausblendet. Sind mit anderen Worten solche Emotionen selbstverschuldet? Und könnten die betroffenen Menschen, so sie nur ernsthaft wollten, ihre Verfassung ändern? Das müßte der Fall sein, wenn Gefühle als Handlung zu verstehen sein sollen: Handlungen zeichnen sich im Gegensatz zu Reflexen dadurch aus, daß sie auch unterlassen werden können. – Um es klar zu sagen, an diesem Punkt seiner Auffassungen verläßt Schafer jedes in Frage kommende akademisch durchdis-

kutierte handlungsphilosophische Fundament, um in eine idiosynkratische Handlungsmythologie zu entschweben. Das ist um so fataler, als er im nächsten Halbsatz wieder als guter Wittgensteinianer fortfährt, „und in den meisten Fällen kann man sie (die Emotionen, W. T.) ebenso gut erkennen wie jede Handlung oder wie jeden Modus, ob nun durch Selbstbeobachtung oder durch Beobachtung anderer“ (S. 273). In der Tat ist keine subtilere und effektivere Methode denkbar, bei theoretisch interessierten Psychoanalytikern das sprach- und handlungsphilosophische Gedankengut in Verruf zu bringen und dadurch die Psychoanalyse insgesamt von der gegenwärtig laufenden Wissenschaftsdebatte für Jahrzehnte abzukoppeln.

Da hilft es dann auch nichts mehr, die Psychoanalyse noch rasch und zu Recht als eine „interpretative Disziplin im Gegensatz zu den Naturwissenschaften“ zu bezeichnen, denn auch ein Idealismus in jeder Form wäre damit zu vereinbaren. Die grundlegende Erfahrung der Psychoanalyse geht doch dahin, daß keine noch so ingeniose Geschichte seelische Sachverhalte wie Wut, Schmerz oder Liebe hinwegzuerzählen vermöchte.

2. In „Language and Insight“ (L. I., 1978) begegnet uns eine Vorlesungsreihe Schafers von 1975 und 1976. Die darin niedergelegten Auffassungen erscheinen insgesamt kohärenter, manches klärt sich. Hervorgehoben wird die Auffassung von der Psychoanalyse als der interpretativen Disziplin, welche im Horizont des Möglichen *eine* Lebensgeschichte zu einem Menschen aus dem Verständnis lebenshistorischer Kontexte zu konstruieren habe. Die Transformation der bisherigen Meinung von seiner persönlichen Vergangenheit und seiner gegenwärtigen subjektiven Welt läßt den Analysanden neue, angemessenere Bedeutungen und Handlungen finden. Psychoanalytische Interpretationen stellen eine Geschichte her und beschreiben eine Welt, geleitet vom Kriterium der Kohärenz im Erzählen vom Schicksal der sexuellen und aggressiven Kindheitskonflikte. Sie dienen als Folie zum Verstehen jener Situationen, die dem Analysanden bislang zum Problem wurden.

Mit dieser Methode können wir nur zu retrospektiven Befunden gelangen. Wir entwerfen in einem zirkulären Modus des Verstehens eine Art und Weise, gemäß der die Vergangenheit des Analysanden *nicht*

Vergangenheit werden konnte und er noch der Gegenwart nach kindlichen Mustern Bedeutung zuschreibt. Der Patient lernt in der Analyse, seine Lebensgeschichte als Aktion, seine Erfahrungen als die eigenen Konstruktionen, als eine Interpretation zu begreifen, die wir im analytischen Prozeß reinterpretieren.

Wir sehen, Schafer revidiert nichts am zentralen Kern seiner Auffassungen, Emotionen bleiben weiterhin Handlungen unter anderen. Er steigert höchstens noch die Verwirrung, wo er in „Charakter, egosyntonicity and character change“ (1979) die Idee des erwachsenen Menschen mit der einer einheitlich handelnden Person zusammenführen möchte und in der Tat jeden Menschen jederzeit als Person anzusprechen können glaubt. Dies mag an seiner unbegründeten Meinung liegen, die Idee der multiplen Handlungskerne eines Menschen verpflichte zu einer mechanistischen Auffassung der menschlichen Psychologie. Was aber ist mechanistisch daran, daß mehrere und einander widersprechende Motive oder Aktionspole das Tun und Lassen eines Menschen gleichzeitig bestimmen bzw. paralisieren? Im Grunde bleibt Schafer bei der alten Feststellung, daß neurotische Personen an ihrem Unglück insofern selbst schuld sind, als sie sich in irrationalen Ängsten den Ungeheimheiten in ihren Beschreibungen der Welt nicht zu stellen wagen. Die harmlose Frage, ob jene Ängste auch Handlungen seien, und wenn ja, durch was sie motiviert würden, legt den unendlichen Regreß in Schafers Denken frei und die selbstaufgelegte Verpflichtung, der psychoanalytischen Klinik zur wissenschaftlichen Aufarbeitung ihrer Erfahrungen eine neue Sprache an die Hand zu geben, welche das Geschehen eines psychoanalytischen Prozesses zu organisieren vermöchte, wird nicht eingelöst.

Wer freilich bei der Lektüre von „Language and Insight“ auf anderweitig erworbene sprachphilosophische Vorkenntnisse zurückgreifen kann, dem wird je nach Wohlwollen eine gewisse Weiterentwicklung oder ein gut getarntes Rückzugsmanöver im Schaferschen Denken nicht entgehen: Begegnen wir doch plötzlich der Auffassung, daß alle Ereignisse der Welt und des Lebens in vieler Weise verstanden werden können, diese Weisen indessen keineswegs in gleichem Maße wertvoll seien. Einige müssen als schlicht falsch anerkannt werden (S. 66, L. 1.),

andere variieren nach spezieller und genereller Kohärenz und Erklärungskraft. Dies ist nichts anderes als die sog. power-Definition von Wahrheit. Wahr ist jene Beschreibung, die im Vergleich zu ihren Konkurrenten die meisten Ereignisse zutreffend prognostiziert und sich außerdem mit den anerkannten „Geschichten“ über die Welt am besten verträgt. – Und so wird es denn plötzlich das Ziel der Psychoanalyse, den Patienten zwischen Ereignissen und Handlungen unterscheiden zu lehren, damit er sein seelisches Erleben und sein zwischenmenschliches Verhalten in diesem weiten Kontinuum von Ereignissen und Handlungen angemessen einzuordnen vermag. Exzesse in der einen oder anderen Richtung gelte es abzubauen, so daß die psychische Realität, nämlich die Konstruktionen des Analysanden bezüglich aktueller und imaginer Situationen immer angemessener werde. Das gipfelt in der provokativen Formulierung, man habe keine Geschichte, sondern erzähle eine, weil die Beschreibungen der Vergangenheit und die der Gegenwart einander gegenseitig in komplexer Weise bedingen. Der Analysand ändert sich, so Schafer, mit der Art und Weise, seine Lebensgeschichte zu erzählen.

In diesem Zusammenhang versucht Schafer auch seinen Begriff der Emotionalität zu retten, indem er Äußerungen des Erlebens im Zuge der psychoanalytischen Kur weiterhin dem wachsenden Handlungsbewußtsein zuschreibt und *eine* Möglichkeit zu handeln darin sieht, in gekonnter Regression sich dem Geschehen, etwa in der Sexualität zu überlassen. Gleichwohl versäumt es Schafer zu verdeutlichen, wieviel von seinen früheren Positionen er damit zurücknimmt, obwohl der Sachverhalt des affektiven Überwältigtwerdens seiner Theorie noch immer fremd bleibt. Es läßt sich nachzeichnen, wie Schafer durch seine Schriften hindurch einen verbissenen und gleichzeitig verleugneten Abwehrkampf führt, um seine unhaltbaren Auffassungen von Emotionalität und Handlung nicht aufgeben zu müssen, dabei aber schließlich die eigenen Grundpositionen gefährdet: Schlechterdings sind seine Konzepte der Emotionalität mit denen in der analytischen „philosophy of mind“ geläufigen nicht in Übereinstimmung zu bringen. Dort nämlich werden Ansichten und Wünsche als notwendige Bedingungen von intentionalem Handeln, nicht aber als Handlung selbst gesehen. Schafer

aber (S.189, L. I.) fordert kurzerhand nichts weniger als eine auf die psychoanalytische Praxis zugeschnittene Abänderung der theoretischen Grundlagen, ohne die Voraussetzungen oder die Folgen seiner Forderungen zu reflektieren. Dies läßt sich nur als blinder Eifer eines Autors verstehen, der partiell die theoretische Übersicht verloren hat.

Kennzeichnend für das unstete Niveau Schaferscher Argumente erweist sich die Auseinandersetzung mit dem an ihn gerichteten Vorwurf der Körperfeindlichkeit und mit dem Vorhalt, daß doch der Mensch in seiner frühen Kindheit eher als Naturwesen denn als rational Handelnder aufzufassen sei. Dem setzt Schafer eine Interpretation der Freud'schen Instinkttheorien entgegen, die er als kindadäquate Handlungslehren anzusehen vorschlägt, aufbauend auf charakteristischen Energien und dem Streben nach typischen Zielen. Unvermeidlich greift Schafer hier selbst auf den allgemeinen Energiebegriff zurück, der in seinem Programm doch zugunsten der Handlungskategorien gestrichen wurde. Immerhin findet er damit halbwegs zur anerkannten Tradition sprach- und handlungsphilosophischen Denkens in der analytischen Philosophie zurück und darf breiter Zustimmung gewiß sein, wenn er die Emotionsgeschichte personalen Handelns verteidigt gegen eine Biologisierung der kindlichen Entwicklung. Kurzum, die Tatsache, daß die fundamentalen kindlichen Kategorien des Verstehens leibliche sind, überantwortet diese Erfahrungen nicht dem Gegenstandsbereich der naturwissenschaftlichen Biologie. Erfahrungen sind mehr oder weniger zweckmäßige Konstruktionen des Individuums. Ihre wissenschaftliche Rekonstruktion hat, wo nötig, auch nicht-mentale Bedingungs Momente der menschlichen Biologie in Ansatz zu bringen, ohne in ihnen aufzugehen.

3. Man weiß heutzutage um das Werk Roy Schafers, wenngleich es nur wenige Rezipienten fand. Kurze Erwähnungen seiner Schriften bleiben an der Oberfläche, nur gelegentlich kommt es zu würdigenden Erläuterungen, die auf die vorgeschlagene neue Perspektive für die gesamte Psychoanalyse eingehen (Hoffmann, 1979). Die wenigen ausführlichen Besprechungen verlieren sich im Gestrüpp der Kritik, in das jeder – wie letztlich auch Schafer selbst – geraten muß, der auf dem Boden des uns allen vertrauten, abendländisch-wissenschaftlichen Denkens ver-

sucht, dem Ansatz gerecht zu werden. Unausweichlich amalgamieren sich Widerstände gegenüber dem sprachphilosophisch-handlungstheoretischen Ansatz als solchem mit den idiosynkratischen Unverdaulichkeiten, die Schafer seinem Leser vorsetzt. Das sei anhand der kritischen Kommentare von Meissner (1979), Anscombe (1981) und Schönle (1981) nachfolgend belegt.

In einem radikalen Mißverstehen des gesamten sprachphilosophischen Programms findet sich bei Anscombe die grundsätzlich und zugleich kritisch gemeinte Feststellung, daß es mehr mit den Fakten denn mit der Sprache zu tun habe, wie das Unbewußte zu konzeptualisieren sei. Demzufolge gelang es Schafer nicht, seinem Leser Anscombe das sprachphilosophische a priori zu vermitteln, wonach alle Fakten der Welt nur als semantisch strukturierte Feststellungen bzw. Kognitionen existieren, mithin von der Art einer Sprache sind: Unsere Sinne sagen uns nichts, sie veranlassen uns zu gewissen Äußerungen. Anscombe am stärksten, genauso aber Schönle und Meissner bleiben der Idee der zeichenfreien Beobachtung verhaftet, nach der die Begriffe den unabhängig von ihnen existierenden Dingen lediglich zugeordnet seien. Dieser ungenügenden Auffassung vom Wesen der Sprache wie auch der Sachverhalte huldigte nachdrücklich Skinner (1957). Allein diese Auffassung ermöglichte es ihm, sein lerntheoretisches Sprachmodell zu entwickeln, wofür er von Chomsky (1959) vernichtend kritisiert wurde. Vielmehr umfaßt ein funktionierendes „Sprachspiel“ beides, den Grenzbegriff einer materialen, unsprachlichen Welt und unsere Rede über sie, allerdings in der Erkenntnis, daß wir außerhalb unserer Semantik von den Dingen nichts wissen können: Benennungen beziehen sich nicht auf an sich objektiv verifizierbare, d. h. symbolfrei zu erfassende Fakten, sondern haben sich zu bewähren in einer umgreifenden Lebenspraxis von der Art eines Sprachspiels, bestehend aus Deskriptionen unterschiedlichster Abstraktionshöhe. Anscombes Kritik an Schafer, er trenne den Wortgebrauch nicht vom Wesen psychologischer Phänomene, so wie wir etwa den Gebrauch von „Wasser“ davon trennen, daß Wasser H_2O sei, wäre entgegenzuhalten, daß auch die Beschreibung von Wasser als H_2O sich erst aus sprachlich strukturierten Erfahrungen ergibt und daher ein Sachverhalt wie alle anderen innerhalb unseres Sprachspieles

darstellt. Insofern verwechselt Schafer keineswegs die Natur der Indikatoren (etwa ein lachendes Gesicht) mit der Natur der Dinge (der Freude), vielmehr entstehen die Objekte der Kognition aus semantischen Relationen von Indikator-Deskriptionen untereinander.

Anscombe ist nur insofern im Recht, als Schafer nicht zu differenzieren weiß zwischen Situationen, in denen ein Emotionswort in das kindliche Sprachspiel *ostentativ* eingeführt wird und seinem Gebrauch in der entwickelten Sprache. Da meint das Emotionswort zumeist unmittelbar, d. h. nicht über die Fernsinne gegebene Zustände eines Menschen, deren er in privilegierter Weise als seinen eigenen Erfahrungen gewiß ist. Das Verhältnis zwischen dem Erlernen eines Emotionswortes in einer öffentlichen, allseits zugänglichen Einführungssituation und seinem anschließenden Gebrauch zur Kundgabe eines unmittelbar, nach Tugendhat (1976) in epistemischer Asymmetrie zugänglichen organismischen Zustandes, dieses Verhältnis verdient für die Grundfragen der Psychosomatik um die Bedeutung der nichtsymbolisierten Emotionalität eigens bearbeitet zu werden.

Es hängt mithin von unserem entlang der Sprache und in ihr sich entwickelnden Erkenntnisprozeß ab, welche der Indikatoren wir „Kriterium“ und welche wir „Symptom“ heißen. Deshalb geht auch Anscombes Forderung fehl, wir bräuchten ein unabhängiges Kriterium dafür, ob eine Aktivität intentional, reflexiv oder zufällig sei. Ein solches Kriterium werden wir immer nur innerhalb und nie außerhalb des Sprachgebrauchs finden und besitzen es dort bereits: Die Beschreibung einer Aktivität als einer intentionalen, einer reflexiven oder einer zufälligen muß sich im Gefüge der übrigen relevanten Beschreibungen bewähren. Sie soll darin enthaltene Widersprüche auflösen und das Gefüge zu größerer Geschlossenheit führen. Beschreibe ich etwa meine Leselampe als einen intentionalen Gegenstand, der mir Licht spenden will, so werde ich daraus wenig Handlungsanweisungen für einen zweckmäßigen Umgang mit der Lampe ableiten können. Die intentionale Beschreibung der Lampe bleibt hoffnungslos unökonomisch gegenüber einer funktionalen: Wenn ich auf den Knopf drücke, dann geht das Licht an. Damit beantwortet sich auch Schönles Frage nach den Kriterien der Richtigkeit der Theorie von Realität, wie sie in den Sprachregeln des Schaferschen Ansatzes eingebettet ist.

Anders steht es mit der Irritation aller Rezipienten, die sich zwangsläufig bei der Frage einstellt, wie denn Ereignisse (im Gegensatz zu Handlungen), mit denen wir es in der Psychoanalyse ja auch zu tun haben, sprachlich adäquat zu fassen seien. Meissner möchte beispiels-

weise nicht nur wissen was, sondern auch warum der Patient etwas in dieser oder jener Weise sagt. Er will demnach auch naturwissenschaftlich von den Fakten der Rede ausgehen, um ihre Bedingungen, ihre Ursachen zu verstehen. Er bezieht sich damit auf die Erfahrung der Psychoanalyse, wonach eben nicht alle klinischen Befunde, denen wir nur an die zentrale Stellung des sexuellen und aggressiven Erlebens, aus personalen Gründen heraus erklärt und d. h. verstanden werden können, sondern nach wie vor der nicht-personalen Ursachenerklärung bedürfen.

In seinem ausgesprochen sachlichen Beitrag konstatiert Schönle sehr zu Recht, es fehle in Schafers Schriften die Theorieebene. Statt dessen würden Setzungen ohne die Reflexion ihrer Vorbedingungen getroffen und Implikationen nicht entfaltet. Es käme daher zu einem Nebeneinander von ungeordneten Grundelementen. Freilich geht auch Schönle in die Falle der Schaferschen Halbheiten, wenn er meint, man dürfe nicht bei deskriptiven Handlungsklassen stehenbleiben, Schönle erkennt nicht, daß Deskriptionen den kategorial letzten Boden der Erkenntnis bilden. Vorläufig in ihrer je besonderen formalen und inhaltlichen Gestalt, entfalten Deskriptionen grundsätzlich unhintergebar normativen Charakter: Sie sind das Fundament und enthalten die Axiomatik eines Sprachspiels.

Zentral getroffen wird Schafer dagegen von Schönles vergeblicher Suche danach, wo denn in dieser besonderen Handlungssprache die nicht explizit versprochenen, drangvollen Verhaltenszwänge, wo denn die sprachlich exkommunizierten Interaktionen blieben. Ebenso wenig befriedigt Schafers Gebrauch des Personenbegriffs. In der Tat fungiert „Person“ nur als „Aktor“ und ist begrifflich nicht von „Handlung“ zu trennen, so daß aus Schafers Schriften rekonstruiert werden könnte: Handlungen handeln aus sich heraus. Zwar finde Handlung als Psychisches ihren Träger in der Person, so Schönle, nur warum dies so sei, müsse die Handlungstheorie selbst noch einmal reflektieren. Das ist geleistet, bleibt bei Schafer aber kryptisch: Die Begriffe Sprache, Situation, Begehren, Zweck, Handlung, Sozietät, Person und rationales Argument bilden als korrespondierende und einander implizierende Begriffe das transzendente Gerüst der Intentionalität unseres primär

praktischen *und* davon abgeleiteten theoretischen Erkennens. Damit ist aber nicht, wie Schafer meint, jede intentionale Handlung sogleich einer Person als Handlungsträger zugeordnet. Eine solche Festsetzung müßte unseren überkommenen Gebrauch von „Person“ bis zur unkenntlichen Begriffshülse entleeren. Damit ein Gegenstand gültiger intentionaler Beschreibung auch Gegenstand einer personalen Beschreibung wird, sind manche zusätzliche Bedingungen zu erfüllen.

So können die Verhaltensweisen vieler Pflanzen ausgesprochen erfolgreich intentional beschrieben werden. „Die Blätter suchen das Licht“, ist eine sehr brauchbare intentionale Beschreibung. Sie erlaubt eine relevante Prognose des zukünftigen Blattstandes. Wollte man unsinnigerweise hier auch von einer personalen Beschreibung sprechen, käme es zugleich zur Verantwortungszuschreibung: Die Blätter wären für ihren Phototropismus verantwortlich. Diese Skurrilität ist keineswegs ohne Parallele. Wie Schafer dem Menschen Verantwortung für seine Träume zuschreibt, so wurden im Mittelalter Tiere und sogar Kirchenglocken juristisch behandelt und abgeurteilt, weil ihre Laute die Stadt an den Feind verraten hatten (Pothast, 1980). Mithin darf der Begriff der Verantwortlichkeit der Person nicht mit dem der Handlung gleichgesetzt, sondern muß speziellen, den persönlichen Handlungen vorbehalten werden. Der Träumer indessen bleibt hinter dem Vollbegriff der verantwortlichen Person zurück, ungeachtet dessen interpretiert der Analytiker das intentionale Traumhandeln mit großem therapeutischem Gewinn.

Ein weiteres Mißverständnis, welches Schafers Arbeiten suggerieren, wirkt in Schönles Vorwurf hinein, die Handlungssprache stülpe dem Menschen eine Zwangsjacke über, insofern sie für jede äußerlich vergleichbare Situation vergleichbares Handeln unterstelle. Jede öffentliche Situation die zu Lampenfieber veranlasse, schreibe dem Handelnden auch vor, Lampenfieber zu entwickeln. Derart äußerlich freilich, so ist Schönle entgegenzuhalten, gestaltet sich der Zusammenhang nicht, in dem die Rede von der Situation mit dem Begriff der Handlung steht. Aus der schon erwähnten korrelativen Zuordnung von Situation und Handlung folgt, daß eine Person zunächst einmal ihre Situation als lampenfieberträchtig für sich beschreiben muß, um Lampenfieber zu verspüren. Anstatt Situationen weiterhin pseudoobjektiv als äußerlich vorgegeben zu begreifen, ändern sich neurotische Situationsbeschreibungen zumeist im Zuge einer Psychoanalyse. Damit ändert sich auch die Situation selbst! Kurzum, über das konkrete Erleben und Handeln von Personen wie auch von infrapersonalen intentionalen Wesen entscheidet nicht der objektive Sachverhalt, der Report, sondern die für den Han-

delnden gültige Situationsbeschreibung. Wenn aus einer neurotischen (exhibitionistisch-ödipalen) Situationsauffassung eine narzißtisch ausge- wogene, sachorientierte Situationsanalyse wird, dann mögen die inter- subjektiv-objektiven Umstände dieselben bleiben, der Diskutant bringt sein Votum ein, ohne zu erröten, zu stottern, in der Stimme zu vibrieren oder sich kontraphobisch bzw. sekundär narzißtisch in Pose zu setzen: Für ihn ist die Situation eine entscheidend andere geworden. – Roy Schafer freilich ist anzukreiden, daß er diesen Punkt allzu häufig ver- wischt. Zwar wies er auf die Pluralität der Möglichkeit hin, Handlun- gen zu beschreiben. Meist liest sich das aber, als stünden uns zur beliebigen Auswahl unendlich viele Möglichkeiten, ein und dieselbe Aus- gangslage zu interpretieren. Vielmehr geht es um die begrenzte Viel- zahl möglicher Optionen, intersubjektiv-objektives Verhalten als mehr oder weniger voneinander verschiedene Handlungen aufzufassen. In der Psychoanalyse suchen wir aus dieser überschaubaren Vielfalt diejenige Handlungsinterpretation heraus, die sich in die analytische Situation und in die daraus erwachsene Rekonstruktion einer Lebensgeschichte so einfügt, daß auf der Grundlage zunehmenden Verstehens sich der Frei- heitsraum des Patienten weitet: Endlich vermag er sich in praktischer Hinsicht für oder gegen die zugeschriebene, bisher unbewußte, durch die Deutung aber verfügbar gewordene Situation und Handlung zu entscheiden. Damit beginnt eine neue, in sich ausreichend geschlossene Geschichte über einen erweiterten Gegenstandsbereich. Nach wie vor aber schildert sie Handlungsmöglichkeiten im Angesicht von als unab- änderlich gesetzten Realitäten.

Über alle Unterschiede hinweg einigt sich die Kritik an Roy Schafer in der Exekution seiner Thesen zur Emotionalität und zur Trieblehre. Ohne Zweifel überzieht Schafer diesbezüglich den Handlungsbegriff hoffnungslos und vernachlässigt um eigener Ideen willen die originär psychoanalytische wie auch allgemeine Erfahrung, als Mensch be- grenzt, ausgeliefert, überwältigt und geworfen zu sein. Hier fordert Ricoeur (1969) neben der Hermeneutik der Texte und Kognitionen die Axiomatik der Kraft, des Widerstandes und der Energie.

Kann ich wählen, was ich fühle, fragt Anscombe und weist hin auf den Unterschied zwischen Handlung und Gefühlszuständen dessen, der

handelt. In der Tat erscheinen uns Emotionen als zuständige Verfassungen des Handelnden, der gleichwohl als Handelnder diese Emotionalität nicht direkt über einen Willensentscheid zu ändern vermag.

Im Zuge einer aufrichtigen Trauerarbeit verwandeln wir nicht gezielt unseren Zustand der Trauer, sondern wir bemerken regelhaft, daß er sich mildert und schließlich entschwindet. Die kränkende Erkenntnis bleibt uns nicht erspart, daß wir leidvollen Gefühlen unbeeinflussbar ausgesetzt und ihren Rhythmen, der ihr eigenen Trägheit, ihren Verlaufsgesetzmäßigkeiten überantwortet sind. Insofern haben wir als Personen wohl unser Handeln zu verantworten (s. u.), niemals aber die begleitende Emotionalität und Befindlichkeit. Daher bedarf die Psychoanalyse auch einer Sprache der Ereignisse. Allerdings muß dies nicht zwingend die Sprache der Naturwissenschaften eines vergangenen Jahrhunderts sein. Vielmehr sollten wir untersuchen, welche Perspektiven die Sprache der Handlung und der Person für die Rede von Ereignissen, die Rede von der Leiblichkeit offenhält, in welcher unsere Emotionen wurzeln.

4. Um das ursprüngliche Anliegen Schafers voranzutreiben, sei der Versuch gewagt, eine sprachphilosophische Handlungslehre zu skizzieren, die durchaus den Forderungen Meissners genügen kann, der Wissenschaft vom Menschen und also auch der Psychoanalyse ein Sprachspiel anzubieten, das einerseits die Sachverhalte der Finalität, der Intentionalität, der Bedeutung und der Zwecke umgreift und andererseits menschliches Verhalten und Handeln auf Strukturen, Prozesse, Funktionen und Ursachen im notwendigen Maße bezieht (vgl. Tress, 1985). „Notwendig“ meint jene Gebundenheit unserer Beschreibungen der Welt, die wir dem Naturmoment unseres Daseins zurechnen. Die Notwendigkeit, dieses Moment, dem gegenüber wir uns nur als „Geworfene“ verstehen können, zu beachten, lehren uns bittere und kränkende Erfahrungen der Lebenspraxis: Wo wir uns gerne des freien Fluges rühmen möchten, sprechen die anderen von einem Sturz auf die Nase und unser Schmerz gibt ihnen recht.

4.1. Wurzelnd in der Philosophie der Alltagssprache, dem zweiten Lebenswerk von L. Wittgenstein (1978, 1980) sowie in den Arbeiten von G. Ryle (1949) auf der einen Seite und in dem Bemühen des Wiener Kreises um eine ideale Sprache andererseits ist die analytische Philosophie des Geistes (Bieri, 1981) verbunden mit den Namen Davidson (1980), Dennett (1981), Quine (1960, 1976), Rorty (1981), Putnam (1982), Rosenberg (1980), Strawson (1979) u. v. a., darunter Tugendhat (1976, 1979) in Deutschland. Die zentrale These lautet, daß jede aktuelle

oder potentielle Kognition (Kenntnis, Erfahrung, Wissen, Wahrnehmung) eine sprachliche Struktur besitzt. Entgegen der phänomenologischen Auffassung, wonach wir die Dinge vorsprachlich schauend erfassen, gilt es zu begreifen, daß uns die Sinne unmittelbar gar nichts sagen oder zur Kenntnis bringen. Die Sinne veranlassen uns vielmehr zu gewissen Äußerungen. Auch Gedanken wurzeln stets in einer Sprache: Kann jemand klare Gedanken haben, fragt Davidson, der die richtigen Worte nicht findet? Die Kommunikation, der Austausch von Bedeutungen zwischen denen, die sich über ihr Handeln in einer gemeinsamen Situation verständigen müssen, fundiert alles praktische Können und theoretische Wissen. Apel (1979) arbeitet den transzendentalen Stellenwert der Sprachgemeinschaft heraus, die ihre eigene Geschichte zugleich empirisch wie normativ konstruiert. Dabei geht es um brauchbare Beschreibungen der Gegenwart für zukünftiges Handeln, oft in Form von in die Vergangenheit reichenden Geschichten zur Entstehung des gemeinsamen Hier-und Jetzt. Handlungen werden stets auf der Folie eines solchen interpretativen Konsensus beschrieben, insofern Handlungen unter den Augen der Teilnehmer an dieser Argumentation durchgeführt werden. Handlung verweist immer auf Diskurs und Begründung, was keine pragmatische oder ethische Billigung meint, sondern lediglich, daß der Akteur plausibel machen kann, warum und wozu er etwas tut. Auf der Grundlage einer Nötigungsrelation verstehen wir Handlungen als sinnvoll geplante Veränderungen von Situationen.

Piaget (n. Mays, 1979) erkannte in der Geometrie des erfahrenen Raumes die Strukturen unseres praktischen Handelns wieder. Gemäß der Organisation, mit der wir den uns umgebenden Lebensraum begreifen, bilden wir später auch unser theoretisches Erkennen aus. Wenn die Beteiligten sich auf eine befriedigende Beschreibung ihrer gemeinsamen Situation einigen, weil sie diese Beschreibung als rational und sinnvoll angesichts der Lebenspraxis gelten lassen können, ist ein begründetes Urteil von der Art einer sprachlichen Aussage, die Voraussetzung des Handelns, erreicht. Die gemeinschaftliche Lebenswelt und ihre Sprache ist der Ort der Wahrheit (Rosenberg, 1980). Realität erweist sich als die Bedeutung der Sprache (Heaton, 1979).

Alles Wissen und jede Wissenschaft ist unausweichlich in der uns allen

gemeinsamen Lebenswelt und ihrer Alltagssprache verankert und der Möglichkeit nach von dieser auch einzuholen. Entweder wissen wir etwas nach der Art von Aussagesätzen oder wir wissen nichts. Entweder wir erfassen semantisch relevante Zusammenhänge von Bedeutung und Sinn oder wir verbleiben im kognitiven Chaos. Der Begriff der semantischen Relevanz beinhaltet zugleich den Begriff der Kommunikation sowie den Begriff der Person als dem Agenten der Kommunikation. Personen sind mithin die Aktivitätspole der Kommunikation. Der Begriff des Menschen meint hingegen die bio-psycho-sozialen Bestimmungen der Person und ist Gegenstand der Einzelwissenschaften.

All das impliziert, daß nicht nur der Psychoanalytiker, sondern alle, die in ein Gespräch miteinander eintreten und sich darin gegenseitig als Person anerkennen, auf die Sinnhaftigkeit der Handlung und der Rede des anderen bis zum Beweis des Gegenteils vertrauen.

Mitunter kommt die Frage auf, ob Menschen „tatsächlich“ miteinander kommunizieren, ob also die verstandene der gemeinten Botschaft hinlänglich ähnelt. Darüber entscheidet im Zweifelsfall ein Dritter, der Repräsentant der Sprachgemeinschaft, der Interpret. Mehr oder minder nehmen wir alle diese Positionen andauernd ein, stets aber während der psychoanalytischen Arbeit. Nach historisch wandelbaren Standards bestimmt der Interpret zunächst den relevanten Kontext und erstellt sodann eine akzeptable Beschreibung der Vorgänge und Handlungen darin.² Wissenschaftliche Texte kommen ebenfalls auf solche Weise zustande. Deshalb geht auch die Idee einer Privatsprache fehl. Alles Wissen ist strukturell öffentlich, veritativ symmetrisch. Es gibt allerdings (Tugendhat, 1976) eine besondere, private Erfahrungsgrundlage, jene epistemische Asymmetrie zwischen Personen: Dennoch beschreiben wir uns selbst auf der Basis privater Erfahrungen und Zustände (Emotionen!) so, wie wir als Mitglieder unserer Sprachgemeinschaft auch Dritte beschreiben. Bewußt sind uns in diesem Verständnis jene Be-

² Kürzlich konnte diese Auffassung auch von der Kognitionsforschung (Nisbett, Wilson, 1977) gestützt werden. Die Versuchspersonen in Kognitionsexperimenten wußten über die einfachen ihrer mentalen Abläufe gut Bescheid. In der Beschreibung komplexer Kognitionen aber waren sie gegenüber der Fremdbeschreibung nicht im Vorteil.

schreibungen von uns selbst in unserer Welt, um die wir wissen oder die wir jederzeit erstellen können. Hier endlich erfüllt sich der Vollbegriff der Verantwortung: Eine Person ist nur für solches Verhalten verantwortlich, das nicht andere ihr als Handlung zuschreiben, sondern welches sie selbst zur Zeit der Ausführung als Handlung beschrieb oder billigerweise hätte beschreiben können und müssen. Diese Auffassung korrigiert übrigens Schafers Fehlschluß von einer jeden intentionalen Zuschreibung auf die Verantwortlichkeit des Handlungssubjektes innerhalb einer solchen Zuschreibung: Nicht jedes intentional beschreibbare Objekt, etwa ein Tier, kann sich hinsichtlich der ihm durchaus erfolgreich zugeschriebenen Intentionalität verantworten. – Ohne das Konzept einer Privatsprache kann sich im weiteren das Problem der Interpersonalität gar nicht erst stellen: Anstatt die personale Subjektivität unserer Mitmenschen belegen zu müssen, verhalten wir uns handelnd und redend von vornherein zu unseresgleichen, zu Personen, und zwar solange, wie diese innerhalb des angelegten Toleranzbereiches jenen personalen Zuschreibungen gerecht werden.

Wissenschaften jeder Akzentuierung sind Spezialisierungen des alltäglichen Bedeutungsaustausches unter Personen und müssen letztlich in diesem Rahmen auch bestehen können, d. h., ihre Erkenntnis argumentativ als rational und vernünftig ausweisen. Wenn die Wissenschaftstheorie das Gespräch unter Personen als dem metaphysischen Grund des Erkennens nicht außer acht läßt, wird offenbar, daß das Sprach- und Handlungsmodell der Kulturwissenschaften (Schwemmer, 1976) dem deterministischen Denken der Naturwissenschaften logisch und ontologisch vorgeordnet ist. Wurzeln doch beide in der gemeinsamen Arbeit von Personen an sinnzuschreibenden Interpretationen. Dabei stehen Argumente vor Gesetzes-Deduktionen, gute Erklärungen *sind* annehmbare Argumente. Deshalb ist auch die Objektivität der klassischen Naturwissenschaft – unabhängig von Heisenbergs Unschärferelation – die Objektivität der Argumente und nicht die Objektivität der nichtredenden und nichthandelnden, d. h. der unpersönlichen Natur. Jenes Naturmoment meint Sachverhalte, die, wie immer wir sie betrachten, uns unausweichlich erscheinen. Die unbeseelte Natur emittiert selbst keine Texte, sondern reflektiert unser Handeln lediglich in der Regelmäßigkeit

von „Naturgesetzen“. Dieser Natur gegenüber, in die gestellt zu sein, wir nicht bezweifeln können, nehmen pathische Beschreibungen sich ehrlicher und überlegener aus als andere. Unerbittlich, sei es als Wetter und Jahreszeiten, sei es als Fallgesetz oder als die Unentrinnbarkeit des Todes, ist die Natur unseren Versuchen entrückt, argumentierend oder handelnd ihre Gesetze zu suspendieren. Hingegen vermögen wir handelnd in den Grenzen unserer jeweiligen Technik in die Natur hinein rational und d. h. entsprechend unseren Naturbeschreibungen von Gesetzescharakter zu wirken.

Für den Aufbau des psychoanalytischen settings, die Erkenntnisgrundlage der Psychoanalyse, heißt das: Patient und Analytiker bilden eine durchaus künstliche und begrenzte intentionale Handlungs- und Sprachgemeinschaft. Sie begegnen einander unter Bedingungen, die Gefühle und Handlungsimpulse maximal zu Bewußtsein kommen lassen, gerade weil die Situation unmittelbares Handeln unterbindet. Der Analytiker erlebt in der Ausbildung, in welche Gefühls- und Handlungszustände ihn der Umgang mit dem Patienten versetzt. Er hat gelernt, sich nicht nach oberflächlich offensichtlichen Bedeutungszusammenhängen zu richten, sondern radikal alles zu würdigen, was in seinem Erleben der Fall ist. Für diese Totalität scheinbar konfusen Erlebens, welche wir in der Bewältigung unseres Alltags oft beiseite schieben, sucht der Analytiker eine intentionale Zustandsbeschreibung, die in letzter Instanz den Kriterien der Rationalität seiner Sprachgemeinschaft standhalten muß. Er übt mithin keine Geheimwissenschaft aus, wenn er seine Angst vor dem Patienten, seine Wut oder seine Verliebtheit beim Namen nennt. Er formuliert lediglich im Stillen aus, was jeder andere kompetente Teilnehmer als miterlebender Beobachter prinzipiell ebenfalls festzustellen vermöchte: seine intentionale Selbst- und schließlich Situationsbeschreibung ohne übermäßigen Respekt davor, wovon der Patient inhaltlich gerade spricht. Sie erzwingt eine komplementäre intentionale Beschreibung des Patienten, sofern die Voraussetzungen eines intentionalen Gesamtzusammenhangs gelten sollen. Geht man hiervon aus, dann eröffnet die radikale Selbstwahrnehmung und intentionale Selbstbeschreibung unter den Kriterien der Objektivität, wie sie in der Sprachgemeinschaft verortet sind, die Möglichkeit zur Verständ-

gung über das je eigene Erleben und damit den Zugang zur intentionalen Struktur und Dynamik der dyadischen Situation im Hier und Jetzt. Der Patient mag sich zwar aus respektablen Motiven gegen die Zuschreibung des Analytikers verwahren. Die Interpretation des Analytikers über die affektive Konstellation im Hier und Jetzt ist aber erst dann entkräftet, wenn sich eine bessere, d. h. umfassendere Interpretation findet, die zusätzliche Sachverhalte aufnimmt und zugleich dem gerecht wird, was die überholte Interpretation verständlich machen wollte. Suchen wir erkenntnistheoretisch nach dem Fundament der Erfahrung, nach der Empirie in der Psychoanalyse, so finden wir dieses in den emotionalen Bedeutsamkeiten und den Handlungsbedürfnissen im Hier und Jetzt der analytischen Situation. Nur eine furchtlose und unbestechliche Selbst- und Fremdwahrnehmung erschließt jene wohlweislich verborgenen Horizonte. Dafür sensibilisieren und wappnen den Analytiker seine Eigenanalyse und die Supervision seiner Behandlungsfälle. Er lernt freilich hierbei nichts prinzipiell Neues, sondern er schärft nur sein in der allgemeinen personalen Lebenswelt verankertes grundsätzliches Vermögen, sich und andere als intentionale Wesen zu verstehen, die von Bedürfnissen getrieben in Anbetracht ihrer Meinungen von den obwaltenden Umständen vernünftig, d. h. ziel- und zweckorientiert handeln. Die Stimmigkeit der Situationsdeutung unterliegt einem gefühlsmäßigen Urteil, sie muß passen wie eine Hose. Wahrheit entpuppt sich nicht nur in der Psychoanalyse, aber auch da, als die Güte, mit der unsere Erfahrungen und Aussagen zueinander passen, in unserem Fall die Phantasien und Gefühle des Therapeuten zu den Stimmungen, Ausdrucksweisen und Assoziationen des Patienten. Loch (1983) spricht von der Validierung des Erdeuteten im Dialog und seiner Ratifizierung im Gefühl der Sicherheit, der Sicherheit des gemeinsamen Urteils über die Praxis des Umgangs von Analytiker und Patient miteinander. Fühlen und Wissen treffen dann zusammen in der Gewißheit sinnlich-affektiver Erfahrung. Dasselbe hatte Wittgenstein vor Augen, der am Ende aller Argumente immer nur auf einen unbegründeten Glauben stößt, auf die Sicherheit, daß ein bestimmter Weltentwurf für die praktischen Zwecke des Lebens vorläufig zureichend sei. Diese Sicherheit ist, so Wittgenstein, etwas Animalisches.

Bedenkt man die chaotische und scheinbar sinnlose Vielschichtigkeit des psychoanalytischen Geschehens, so verstehen wir unmittelbar, daß der Patient nur einen geringen Teil und der Analytiker auch nicht alles und erst recht nicht alles auf einmal wahrhaben kann und will. Abwehrstrategien werden in ihrem Sinn und ihrer Notwendigkeit evident als rationale und zielgerichtete Handlungen, um von umfassenden Wahrheiten nicht hilflos überwältigt zu werden. Erst wenn der Analytiker aber von diesen verleugneten Wahrheiten, etwa dem verdrängten passiven Liebeswunsch des männlichen Patienten doch erfaßt wird, darf jene im Unbewußten gehaltene Intention hoffen, durch die leise Beharrlichkeit des Analytikers wieder oder erstmals Anerkennung zu erlangen: Der Patient kann eine qualitativ neue, jetzt versöhnliche Einstellung zu seinen verdrängten Wünschen aus dem Hier und Jetzt der analytischen Situation heraus beziehen, erproben und sich schließlich aneignen.

4.2. Nachdem immer umfassendere Dimensionen der aus der offiziellen Interpretation verstoßenen Intentionalität des Patienten zutage treten, ruft die Vielfalt des Materials gebieterisch nach einem ordnenden Sinnzusammenhang. Nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die praktizierte Psychoanalyse bedarf einer theoretischen Ebene, welche die Vielzahl sachlicher Feststellungen, oft extrem widersprüchlich und doch dank objektiver Beobachtungsmethoden zutage gefördert, in einen Gesamtzusammenhang einbettet. Wie alle anderen Wissenschaften, so hat auch die Psychoanalyse einen rationalen, einen sinnvollen Rahmenkontext zu entwerfen, welcher den psychoanalytischen Basissätzen von den intentionalen Abläufen im setting gerecht wird. Wir brauchen ein Gerüst, eine theoretische Konstruktion, welches die klinisch unmittelbare dynamische Deutung des intentionalen Aufbaus einer konkreten Behandlungssituation nicht sogleich wieder negiert, sondern diese Erkenntnis bewahrt. Ein solches, immer nur vorläufiges und mehr oder weniger brauchbares Paradigma besitzen wir – kurz gesagt – in Gestalt der Allgemeinen und Speziellen Neurosenlehre. Es war der epochale Entwurf von Sigmund Freud – ich vermeide den Ausdruck Entdeckung – es war sein Entwurf, die neurotischen Phänomene als Fragmente, Versatzstücke unterbrochener, gescheiterter Bildungsgänge zu verstehen, die vom menschlichen Säugling zur erwachsenen Person führen.

Ob dieser entwicklungspsychologische Entwurf der Psychoanalyse von der empirischen Entwicklungspsychologie bestätigt wird oder nicht, bleibt von nachgeordneter Bedeutung. Entscheidend ist in allererster Linie, daß der Analytiker und auf lange Sicht auch der Patient mit Hilfe der Allgemeinen und Speziellen Neurosenlehre, also mit der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie und mit der klinischen Theorie der Psychoanalyse, in die Lage versetzt werden, die vielfältigen Erfahrungen im psychoanalytischen Prozeß genetisch so aufeinander zu beziehen, daß dieser Prozeß beschrieben werden kann als die gemeinsam durchlebte Aufarbeitung kindlicher Intentionalität. Die genetischen Deutungen zur Dynamik innerhalb einer Behandlung entwerfen einen Verständnishorizont, aus dem der Patient als historisches, intentionales Wesen mit einer unverwechselbar eigenen Biographie hervortritt. Darin waren notwendig auftretende Kindheitskonflikte aus guten Gründen an ihrem angemessenen Ort nicht aufzulösen. Die genetische und dynamische Deutung läßt Vergangenheit und Gegenwart zu einem Moment der effektiven Lebensgeschichte werden, indem die unerschöpfliche Quelle der Vergangenheit immer neue Möglichkeiten von Bedeutungen für gegenwärtiges und zukünftiges Handeln und Erleben hervorbringt. Um das zu bewirken, projiziert die Deutung die intentionale Dynamik des Hier-und-Jetzt auf ein genetisch-biographisches Paradigma. Es kommt zu einer Rekontextualisierung der Gegenwart und der persönlichen Vergangenheit. Das wachsende Verständnis für die seelische Entwicklung der eigenen Person in der Kontinuität einer paradigmatischen Geschichte fördert die zunehmende Kohärenz des Selbst. Derart erkundete lebensgeschichtlich-individuelle Eigenart widersteht der Erklärung durch allgemeine Verhaltensgesetze und ordnet sich eher der Kategorie der normativen Rechtfertigung zu, der deutenden Rechtfertigung unbewußt inszenierter anachronistischer Rituale.

Die Kriterien für eine gelungene Aufarbeitung der psychoanalytischen Situation, die Kriterien für eine erfolgreiche und damit gültige Anwendung der Allgemeinen und Speziellen Neurosenlehre bei der Interpretation eines konkreten Behandlungsverlaufes bestehen in theoretisch erklärbaren und vorhersagbaren Veränderungen in der Qualität des intentionalen Umgangs von Patient und Therapeut miteinander.

Das Diktat des Wiederholungszwangs als eine Handlungsnorm wird in spezifischer Hinsicht durchbrochen.

4.3. Die globale Rede von den Be- oder Zuschreibungen, welche Personen vornehmen, wenn sie andere als ihresgleichen anerkennen, gilt es nun mit Davidson (1980) und Dennett (1981) zu systematisieren. Im Mittelpunkt steht der Begriff der intentionalen Zuschreibung. Sie beschreibt Akteure und ihre Handlungen unter der Annahme

1. einer gefühls- und dranghaften Energetisierung (Emotionalität),
2. der Kognitivität, welche es erlaubt, die Gegebenheiten einer Situation gut genug einzuschätzen und
3. der Rationalität des Handelns, mit welcher der Agent angesichts der kognitiv erfaßten Sachlage die Befriedigung seines Dranges aussichtsreich ins Werk setzt. Die Betrachtung der intentionalen Handlung als einer rationalen Agentenschaft geht auf den praktischen Schluß des Aristoteles zurück und wird von der zeitgenössischen psychologischen Philosophie wieder aufgegriffen, nachdem jedes naturwissenschaftliche Modell der Person und ihrer Psychologie aus logischen Gründen versagen mußte.

Der intentionale Modus der Zuschreibung umfaßt drei Komponenten, ohne die er nicht vollständig ist und die ihrerseits für sich keine intentionalen Zuschreibungen sind:

1. Das Moment der Energie (Dynamik, Emotion) als die Voraussetzung einer Handlung. Dieses Konstitutivum einer jeden intentionalen Handlungsbeschreibung und -erklärung beinhaltet die Grunderfahrung des Menschen im Umgang mit sich und seinesgleichen. Immer wieder bestimmen uns Zustände der Bedrohtheit oder der Freude und der Lust, der Liebe und des Hasses. Hierüber kann der rational Handelnde nicht verfügen, intentionale Zuschreibungen haben vielmehr von jenen Zuständen der Emotionalität auszugehen. Sie können selbstverständlich zum Gegenstand einer naturwissenschaftlichen Bearbeitung gewählt werden, etwa in der Psychophysiologie, dann aber stellt eine forschende Gemeinschaft zuschreibender Subjekte interessegeleitet ihre Kognitivität in den Dienst einer aufschlußreicheren Beschreibung der emotionalen Voraussetzungen von intentionalen Vorgängen. Wie alle Naturwissenschaft, so beginnt auch hier die ggf. biologische oder zoologische Erforschung der Emotionalität mit den Intentionen des Forschers. Eine solche Intention umfaßt aber stets und unabänderlich eine emotionale Dynamisierung, die dem Forscher zuzuschreiben ist, umfaßt damit eine deskriptive Dimension, welche im Handeln und Sprechen der Personen miteinander schon unausweichlich beschlossen ist und zwar aller naturwissenschaftlichen Emotionsforschung vor- und übergeordnet. Emotionalität als eine Dimension des Intentionalen steht auch für die naturwissenschaftliche Forschung nicht zur Disposition, sondern allenfalls zur detaillierten Ausgestaltung offen.

2. Gleiches läßt sich für die Kognitivität, die bedeutungsgeleitete Wahrnehmung der äußeren Welt feststellen sowie für

3. die Rationalität des aus 1. und 2. folgenden Handelns. Insbesondere die Rationalität ist ein a priori des sprachlichen Erkenntniskontextes. Die intentionale Dimension der Kognitivität besitzt überdies noch den Rang einer Meta-Kategorie, weil natürlich jede gute intentionale Beschreibung auch in ihren emotionalen und rationalen Passagen kognitive, d. h. letztlich sprachliche Qualität besitzt. Das führt zur These des Eingangs zurück: Alles Wissen, auch Wissen um die Emotionalität, ist als Wissen von der Art einer Sprache.

Weshalb aber sollen intentionale Beschreibungen keine nomothetisch-deduktive oder induktive Naturwissenschaft erlauben, klingt der Schluß von Emotionen und Kognitionen auf rationales Handeln nicht sehr nach einem Naturgesetz? Nein, die intentionale Zuschreibung ist das Sprachspiel der für ihre Zukunft offenen Person, die aus emotional-kognitiven Gründen handelt, ohne sich damit für die folgenden Handlungsschritte und erst recht nicht für zeitlich fernere festzulegen. – Die Tatsache, daß ich vorgestern aufrichtig war, enthebt mich heute nicht der Notwendigkeit, mich erneut für oder gegen die Aufrichtigkeit in Rede und Handlung zu entscheiden. – Gründe sind keine Gesetze³, Gründe beziehen sich auf die Aktivitätspole im Sprachspiel, auf Personen oder doch zumindest auf solche inrapersonalen Akteure, die sich wie Personen für intentionale Zuschreibungen dank ihrer Dynamisierung und Kognitivität eignen. Beides geht den „leblosen“ Naturgegebenheiten ab, die ihrerseits nicht aktiv in den Fluß der Kommunikation einzugreifen scheinen, sondern ihn allenfalls reflektieren oder in statischer Weise ähnlich einem Flußbett kanalisieren, wobei freilich Dammbrüche oder andere Naturkatastrophen möglich sind.

Für die Sachverhalte der unbelebten Natur gelten keine intentionalen, sondern allein die materialen und funktionalen Zuschreibungen von Naturgesetzlichkeiten. Letztlich handelt es sich in ihrem Fall um mehr oder weniger weit getriebene Spezialisierungen in der Dimension der Kognitivität, welche uns vom intentionalen Modus der Zuschreibung vertraut ist. So beschreiben Physiker und Chemiker (im klassischen Verständnis)

³ Vor allem aber verbindet die Konstituenten einer intentionalen Handlungsbeschreibung auch deshalb kein Kausalnexus, weil sie der Handlung nicht zeitlich vorausgehen! Sie sind deren Implikate, und nicht ihre zeitlich vorgelagerten Ursachen. Dieser Punkt wird von allen Verfechtern einer kausalen Handlungstheorie übergangen.

die *materiale* Beschaffenheit der Dinge und ihr gesetzhaftes Verhalten unter spezifischen Ausgangsbedingungen. Ihre Beschreibungen sind weder die einzig möglichen noch gar richtigen, sie erweisen sich allerdings, wie das Gesetz vom freien Fall, in der Lebenspraxis von hartnäckiger Widerständigkeit, bzw. sie erweitern diese Lebenspraxis in bislang unbekannte Bereiche (Räume, Geschwindigkeiten) hinein.

Funktionale Zuschreibungen handeln systemtheoretisch von Abhängigkeiten und Einflüssen unter der Voraussetzung, die materialen Realisationen außer acht lassen zu dürfen. Gegenüber den materialen bedeuten sie einen wesentlichen Gewinn an Ökonomie, da z. B. der Schaltplan des Computers dessen Physik und Halbleiterchemie vergessen darf. – In sehr beschränktem Umfang lassen sich derart auch psychoanalytische Bedeutungszusammenhänge beschreiben (Moser, 1974; König, 1981). Holt (1981) indessen, der lange Zeit den systemtheoretischen Ansatz favorisierte, hat ihm wieder desillusioniert den Rücken zugekehrt. Der Versuch, systemtheoretische Funktionalität konsequent auf personales Kommunizieren und Handeln anzuwenden, verliert sich unversehens in exponential anwachsenden Komplexitäten der Regelkreise, so daß, wer die Unabweisbarkeit intentionaler Zuschreibungen schon nicht aus grundsätzlichen Erwägungen anerkennt, auf sie doch aufgrund rein ökonomischer Gegebenheiten zurückgreifen muß. – Es sagt sich nämlich rasch im Modus der Intentionalität, daß der hungrige Hund sein Futter erspät, hinläuft und frißt. Dasselbe aber in der Sprache naturgesetzlich verankerter Funktionalität zu beschreiben, wäre ungeheuer aufwendig und derzeit gar nicht möglich. Das technologische Zeitalter verführt dazu, die Gründe des intentionalen Handelns unversehens zu quasi-naturgesetzlichen Regelmäßigkeiten entarten zu lassen, um derart die intentionalen Beschreibungen an die funktionalen anzugleichen. Solche unechten Funktionalitäten müssen enttäuschen. Ihnen fehlt die naturgesetzliche Fundierung etwa in der Neurophysiologie. Funktional verbrämte Intentionalität würde aber scheinbar, und allein deshalb steht sie so hoch im Kurs, das erkenntnistheoretische Ärgernis des spontanen Handlungssubjektes beseitigen. Dennoch müssen wir mit uns selbst als den Subjekten des Alltags und der Forschung leben. Wer aber als sozial-psychologischer Forscher versucht, mit einer funktiona-

len Sprache auszukommen, verbannt sich selbst in ein trauriges Niemandsland. Seine Erkenntnisse entspringen einem falschen Selbst, einer Selbsttäuschung, die auf der weitgehenden Nachbildung intentionaler durch funktionale Zuschreibungen beruht. Diese Verwechslung wird dadurch möglich, daß die Finalität der Gründe eines intentionalen Handlungssubjektes durch die reduktive Ursächlichkeit der Naturgesetze einer material-funktionalen Objektwelt ersetzt wird. Was der psychoanalytische Forscher abwehrt, wenn er sich der Funktionalität verschreibt, soll hier unerörtert bleiben.

4.4. Gegenstände der Rede, Objekte, denen gegenüber sich intentionale Zuschreibungen bewähren, sind dadurch noch keine Personen, wie Schafer unterstellt. Um von anderen als Person, als „member of the club“ anerkannt zu werden, muß der intentionale Anwärter auf den Status der Personalität sich zudem im Modus der Wechselseitigkeit und der Gegenseitigkeit beschreiben lassen.

Wechselseitigkeit gilt für jeden intentionalen Agenten, der selbst intentionale Zuschreibungen gegenüber seiner Umwelt vornehmen kann. – Beispiel: Dem Knaben, der seine Mutter besitzen möchte, erscheint der Vater nicht als ein *funktionales* Hindernis vor diesem Ziel. Vielmehr betrachtet der ödipale Knabe *wechselseitig* den Vater selbst als einen rachelüsternen und grausamen, als einen intentional handelnden Rivalen.

Gegenseitigkeit herrscht zwischen Vater und Sohn, sobald in der Begegnung beider eine Verständigung bezüglich der wechselseitigen Beschreibungen und daraus eine angemessene Auffassung der sie beide umgreifenden Situation entsteht.

Gemeint ist die Hegelsche Struktur des gegenseitigen sich Anerkenne- als Sichanerkenne, jener Endzustand einer geglückten Psychoanalyse. Dann haben sich Patient und Therapeut i. S. des psychoanalytischen Narrativs eine umfassende und kohärente Geschichte geschaffen, die den verbalen und averbalen Szenen aus der gemeinsamen Vergangenheit und Gegenwart gerecht wird. Sie liest sich in ihren Begründungen vor allem als zeitlich geordnete Konstruktion der Biographie des Analysanden unter besonderer Berücksichtigung seiner aus respekta- blen, gleichwohl kindlichen Gründen erworbenen, jetzt aber unzeitge- mäß beibehaltenen und daher deformierten Strategien der Intentionalität in Erleben und Handeln. Über die Geschichte des dyadischen Prozesses einer Psychoanalyse – auf dem Boden einer oft erst errungenen gemein- samen Sprache – erfährt die Biographie des Analysanden ihre Aufarbei-

tung in einem historischen Zusammenhang von Sinnstiftungen als die Historie intentionaler Handlungen angesichts der obwaltenden motivational-dranghaften Zustände und der mitweltlichen Realitäten. Gemäß dieser Auffassung vermitteln psychoanalytische Interpretationen dem Analysanden kein umfangreicheres Wissen von bislang unbewußten kausalen Wirkzusammenhängen. Interpretationen schreiben vielmehr Sinn, Intentionalität und lebenspraktische Bedeutsamkeit zu, die es nicht nur einzusehen, sondern auch erprobend durchzuarbeiten gilt. Sie treten an die Stelle unpassend rationalisierender funktionaler Selbstbeschreibungen.⁴ Argelander (1982) schreibt von der deutenden Umformulierung bisheriger (Kon-)Texte, so daß Ereignisse als Resultate motivierten persönlichen Handelns verstanden werden. Damit wächst dem Patienten eine freiheitsträchtigere Sprache, die des intentionalen Handelns zu. Die bislang auf funktionale Selbstbeschreibungen reduzierte Person tritt in die Dimension des Handelns ein, und das Besondere der Psychoanalyse kann deutlich werden.

Dem Leser mag es scheinen, als stünden die bisherigen Ausführungen im Widerspruch dazu, daß die Psychoanalyse doch die Irrationalitäten der Neurose und keineswegs argumentativ begründetes Handeln zum Gegenstand hat. Aber ist es nicht so, daß der psychoanalytische Prozeß nach der möglichst vollkommenen Beschreibung einer Begegnung strebt? In dieser Beschreibung erscheint der Analysand unter intentionalen Aspekten, hinsichtlich derer er in seiner Lebenspraxis und in seinem Bewußtsein die Stufe der Wechselseitigkeit oder der Gegenseitigkeit noch nicht erreicht hat. Stets gründen die Zuschreibungen der Deutung auf der Voraussetzung des Triebes als der dranghaften Emotionalität, des Kognitiven und der Rationalität des Handelns. Entscheidend ist indessen, daß die Formprinzipien und die Inhalte dieser intentionalen Setzungen *nicht* dem Vorbild der erwachsenen Person entstammen, sondern den Formen und Inhalten der Kindlichkeit, wie wir sie erfahren und zu verstehen gelernt haben, angelehnt sind. Der Analytiker suspen-

⁴ Beispiele funktionaler Selbstbeschreibung: – Am Wochenende werde ich immer depressiv – Immer wenn ich länger mit Männern spreche, wollen die mit mir intim werden – Wenn Unordnung herrscht, muß ich aufräumen.

diert seine alltägliche Einstellung, die am neurotischen Verhalten des Analysanden verzweifeln möchte, er suspendiert die Voraussetzung erwachsener Emotionalität, Kognitivität und Rationalität. Statt dessen erprobt er zum Zwecke der Deutung die verschiedenen emotional-kognitiven Muster der Kindheitsentwicklung, um die Orte der Fixierung und Verbiegung eines intentionalen Wesens auf seinem Weg zur Personalität einer Revision zuzuführen. Diesem Ziel dienen die Metapsychologie ebenso wie die psychoanalytische Entwicklungslehre als konstruierte Mythen, ohne die wir in der Therapie keinen Schritt weiter kämen. Die Metapsychologie speist unsere therapeutischen Phantasien. Sie offeriert uns das Bild der Person als einer dynamischen Einheit aus vielen, gleichermaßen virulenten Aktionszentren, hierarchisch geordnet in der Struktur eines Entwicklungsganges. Um die passenden Beschreibungen finden zu können, begibt sich der Analytiker im Schutze des setting in eine uneigennützig Kommunikation mit dem Patienten. Dessen kindliches oder deformiertes Reden und Handeln (Agieren) findet das Gehör und die Antwort, findet die Resonanz der Kindlichkeit des Analytikers, wie sie durch die Lehranalyse aufgeklärt und im Wissen um den Gang der psychosexuellen Entwicklung und um die Modalitäten kindlicher Intentionalität aufbereitet wurde. Eine gute und deshalb richtige Deutung fügt sich in das Netz der übrigen ein als Fortführung oder Querverweis in einer Geschichte, mit Hilfe derer es dem Analysanden gelingt – und allein dies ist der Prüfstein unserer Arbeit – auf einem höheren Niveau der Personalität sich rational zu entscheiden. Die Elle, um solches zu messen, ist durchaus in der antiken Idee des guten Lebens (Putnam, 1982) zu finden. In diesem Prozeß darf unser stärkster Widerstand nicht unbeachtet bleiben, den jede neue Interpretation mobilisiert und der sich dagegen richtet, jedes Ding auf mehr als eine Weise betrachten zu sollen, anstatt unter dem Wiederholungszwang immer dieselben Gefahr- und Triebssituationen zu erleben (Schafer, L. I., S. 207). In der aus intentionalen Deutungen gewobenen Erzählung stellt sich der Analysand letztlich als ein Handelnder dar, der etwas aus infantilen Gründen tat, der aus kindlichen Bedürfnissen heraus angesichts kindlicher Kognitionen in kindlicher Rationalität handelte.

In verwandter Gedankenführung meint Heaton (1979), tiefenpsycho-

logische Therapie sei eine praktische Wissenschaft i. S. von Aristoteles, die nach dem besten Leben zu fragen und deshalb nichts mit einer operationalisierenden Psychologie gemein haben könne. Die theoretischen Begriffe der Psychoanalyse (Kastrationskomplex, infantile Sexualität etc.) seien bedeutsam, um dem Verhalten des Patienten Sinn zu verleihen. Begriffe wie Verifikation und Falsifikation gehörten dagegen anderen Zusammenhängen an. Die theoretischen und praktischen Erträge der Psychotherapie seien nicht aus allgemeinen Gesetzmäßigkeiten und ihren Randbedingungen herzuleiten, sondern fußten vielmehr auf grundlegenden Prinzipien in der Organisation unserer Lebenserfahrung. Darum sind die Basiskonzepte, immer noch Heaton, bestimmter Therapieformen nicht empirischen Gehaltes. Wer das meint, verstrickt sich bald in endlosen Wirren. Jene Grundannahmen fördern indessen als kontextueller Rahmen das Verstehen und Erkennen, welches in die Deutung einfließt. Die Deutung läßt Vergangenheit und Gegenwart zu *einem* Moment der effektiven Lebensgeschichte werden, indem die unerschöpfliche Quelle der Vergangenheit immer neue Möglichkeiten von Bedeutung für gegenwärtiges und zukünftiges Handeln und Erleben hervorbringt.

Entlang diesen Leitperspektiven wäre eine psychoanalytische Metapsychologie wie auch eine Theorie der Therapie zu entwickeln, um derart Schafers Vorhaben zu verwirklichen, die Psychoanalyse auf den Boden der sprachanalytischen Philosophie des Mentalen bzw. der Intentionalität und des Handelns zu stellen. Dann könnte die psychoanalytische Wissenschaft in einer Sprache sprechen, die ihrem Gegenstand, dem dyadischen psychoanalytischen Prozeß, gerecht wird als einem kooperativen Geschehen, worin zwei intentionale Menschen einander begegnen und verstehen, um gemeinsam auf dem Weg vom Kind zur Person voranzukommen.

Zusammenfassung

Aus einer kritischen, nie endgültig abgeschlossenen Normendiskussion erwächst die rational akzeptierbare Methode des Erfahrungsbezugs, er-

gänzt durch brauchbare theoretische Konzepte zur Gliederung der Erfahrung in einem Sinnzusammenhang. Die Verständnisgrundlage psychoanalytischer Erfahrung bilden zunehmend umfassendere intentionale Beschreibungen (dynamische Deutungen) der interaktionalen Praxis im normierten setting insbesondere hinsichtlich jener Aspekte, die von den beteiligten Akteuren konfliktbegründet aus der aktuellen Selbstbeschreibung (Bewußtsein) aktiv ausgegrenzt blieben. – Die Objektivität der intentionalen Beschreibung (dynamische Deutung) hat ihren systematischen Ort in der dem Analysanden wie dem Analytiker gemeinsamen, nach Art einer Sprache verfaßten Lebenswelt, also in der Lebenspraxis einer Sprachgemeinschaft. Sie, die Sprachgemeinschaft, konkretisiert sich etwa in der Teilnehmergruppe eines technisch-kasuistischen Seminars.

Hiervon ausgehend versucht Roy Schafer das Fundament der Psychoanalyse als eine Handlungswissenschaft neu zu legen, mißversteht aber zum Schaden des ganzen Projektes, die von ihm favorisierten handlungs- und sprachphilosophischen Positionen. Um Analysand und Analytiker gegenüber einer physikochemisch-mechanistischen Metapsychologie auch konzeptuell als Personen zu rehabilitieren, führt er als Grundregel der Handlungssprache ein, jeden psychischen Vorgang, jedes Befinden, Erleben oder Verhalten als eine Handlung zu betrachten. So werden dann sogar Triebregungen, freie Assoziationen und Emotionen (Affekte, Gefühle, Stimmungen) als Handlung bestimmt, für die der Handelnde die Verantwortung trägt! Der infinite Regreß, der sich hier auftut, wird dargestellt, ebenso die Hauptlinien der Roy-Schafer-Diskussion, die sich zwangsläufig – da die Diskutanten über die sprach- und handlungsphilosophischen Grundbegriffe zumeist nicht selbst verfügen – in den idiosynkratischen Wirren der Schaferschen Konzeption verstricken.

Besinnen wir uns indessen auf die methodische Explikation intentionaler Beschreibung, etwa bei Dennett, dann geht es im Falle einer Handlung stets um den finalen Sinnzusammenhang (im Gegensatz zu einem empirischen Kausalnexus) zwischen

i) dem motivationalen Zukunftsbezug der Wünsche, der Begierden der Bedürfnisse und der Triebe,

ii) der Erkenntnis situational relevanter Tatbestände (Kognitivität) und

iii) der Rationalität angesichts von i) und ii).

Die drei genannten Aspekte sind Konstituenten intentionaler Handlungsbeschreibungen und stehen im normativen Kontext einer Nötigungsrelation, die sich im praktischen Lebenszusammenhang zukünftig bewähren muß.

Die so als intentionale Beschreibung adäquat rekonstruierte dynamische Deutung wird nun von der genetischen Deutung einem im Horizont der Kindlichkeit entworfenen Paradigma der menschlichen Entwicklung vom Säugling zur erwachsenen Person zugeordnet. Darin sind nicht nur für die Motivationen des Erwachsenen, sondern auch für seine Kognitivität und Rationalität Vorstufen bereitgehalten. Davon handelt die Allgemeine und die Spezielle Neurosenlehre. Wir gelangen so zu einem umfassenden Verständnis der Phänomene innerhalb des analytischen settings, welches „irrationales“ Verhalten und Erleben als anachronistisch-rituelles Handeln identifiziert, das nach Inhalt und Form definierten Stadien eines entwicklungspsychologischen Kontinuums angehört.

Die durchgearbeitete dynamische und genetische Deutung beweist ihre Gültigkeit, wenn sie dem Patienten eine Wahl eröffnet und ihn in die Entscheidung stellt, hinsichtlich des durchgearbeiteten Kontextes ein neues Handeln auf einem höheren Niveau der Personalität zu riskieren. Ein weiteres Kapitel neurotischer Übertragung wäre dann in der therapeutischen Beziehung abgeschlossen.

Psychoanalyse als Wissenschaft sucht den Prozeß der Intentionalität innerhalb der Behandlung auf der Folie der Psychogenese abzubilden, um von dort Prognosen und therapeutische Handlungsanweisungen zu erlangen, die für den weiteren Prozeßverlauf relevant werden. Soweit das umfassend, kohärent und konsistent gelingt, liegen valide Erkenntnisse zur inneren Struktur der intentionalen Prozeßphänomene einer psychoanalytischen Therapie vor.

Summary

Rationally acceptable methods of reference to reality completed by useful theoretical concepts how to arrange the experience within a context of meaning result from a critical, never finished discussion about normative standards. The base of understanding psychoanalytic experience are more and more comprehensive intentional descriptions (dynamic interpretations) of the interactional practice within the standardized setting, especially concerning those aspects which in the past have actively and by reasons of mental conflicts been delimited from the actual self-description (consciousness) by the participating actors. – The systematic locus of objectivity of the intentional description (dynamic interpretation) is in a world of reality of which is composed like a language, i. e., after all, in the life practice of a language-community. The language-community may become concrete, for example, among the participants of a technical-casuistic training course.

Coming from that Roy Schafer tries to find a new base of psychoanalysis as a science of action but he misunderstands – to the disadvantage of the whole project – the action – and language-philosophical positions favoured by him. With the purpose of conceptual rehabilitation of analyst and analysand as actors against a physio-chemical-mechanistic metapsychology he introduces as a basic principle of the action-language: to consider as an action all psychic processes, i. e. all events, experiences, feelings, or behaviours. Thus even drive impulses, free associations, and emotions (affects, feelings, moods) will be determined as an action which the acting person is responsible for! The infinite regress appearing here is dealt with as well as the main lines of the discussion about Roy Schafer which unavoidably gets involved in the idiosyncratic confusions of Schafer's conception because the discussants themselves seldom know the language- and action-philosophical principles.

If we consider, however, the methodical explication, by Dennett, f.i., of the intentional description there is in the case of an action always concerned finality in the context of meaning (opposite to an empiric causal nexus) between

- 1) wishes for some change (the motives, desires, and drives which refer to the future)
- 2) the knowledge of situationally relevant facts (cognitivity), and
- 3) the rationality considering 1) *and* 2)

The three mentioned aspects are constituents of intentional action-description and exist in a standardizing context of a relation of necessity (Nötigungsrelation) which in the future has to prove its stability in the actual connections of life.

The (adequately as intentional description thus reconstructed) dynamic interpretation will now by the genetic interpretation become attached to a paradigm of human development outlined on the horizon of child development. In this paradigm there have been prepared development stages not only for the motivation of the adult but also for this cognitivity and rationality. All this is dealt with in the general and clinical concepts of psychoanalysis. Thus we get a comprehensive understanding of the phenomena within the analytic setting. We identify "irrational" behaviour and feeling as an anachronistic-ritual action which according to its meaning and pattern belongs to a developmental-psychological continuum.

The dynamic and genetic interpretation worked through proves its validity by providing for the patient a choice and confronting him with the decision whether to risk a new acting on a higher level of personal qualities referring to the context worked through. Then a further chapter of neurotic transference in the therapeutic interaction would have been finished.

Psychoanalysis as a science tries to illustrate on the background of psychogenesis the process of intentionality in the course of the therapy in order to achieve prognose and therapeutic directions which will become relevant for the further course of the therapeutic process. As far as it will be managed successfully, comprehensively, coherently, and consistently valid knowledges about the inner structure of intentional process-phenomena of a psychoanalytic therapy well be gained.

Literatur

- Anscombe, R. (1981): Referring To The Unconscious: A Philosophical Critique of Schaffer's Action Language. *Int. J. Psycho-Anal.* 62, 225–241.
- Apel, K.-O. (1979): *Die Erklärung: Verstehen – Kontroverse in transzendental-pragmatischer Sicht.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Argelander, H. (1982): Textstruktur und Interpretation. *Psyche* 36, 700–725.
- Bieri, P. (Hrg. 1981): *Analytische Philosophie des Geistes.* Hain, Königstein/Ts.
- Chomsky, N. (1959): Rezension von Skinners „Verbal Behavior“. In: H. Bühler, G. Mühle (Hrg.) *Sprachentwicklungspsychologie.* Belz, Weinheim.
- Davidson, D. (1980): *Essays on Actions and Events.* Clarendon Press, Oxford.
- Dennett, C. D. (1981): Intentionale Systeme. 162–184, Bedingungen der Personalität. 303–326. In: P. Bieri (Hrg.), *Analytische Philosophie des Geistes.* Hain, Königstein/Ts.
- Heaton, J. M. (1979): Theories in psychotherapy. In: N. Bolton (ed.) *Philosophical Problems in Psychology.* Methuen, London, 176–196.
- Hoffmann, S. O. (1979): *Charakter und Neurose.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Holt, R. R. (1981): The death and transfiguration of metapsychology. *Int. Rev. Psycho-Anal.* 62, 129–143.
- König, W. H. (1981): Zur Neuformulierung der psychoanalytischen Metapsychologie: Vom Energiemodell zum Informationskonzept. In: W. Mertens (Hrg.) *Neue Perspektiven der Psychoanalyse.* Kohlhammer, Stuttgart–Berlin–Köln–Mainz.
- Levy, D. (1983): Wittgenstein on the Form of Psychoanalytic Interpretation. *Int. Rev. Psycho-Anal.* 10, 105–109.
- Loch, W. (1983): Die Frage nach dem Sinn – das Subjekt und die Freiheit, ein psychoanalytischer Beitrag. *Jahrbuch der Psychoanalyse* 15, 68–69.
- Mays, W. (1979): Genetic epistemology and theories of adaptiv behaviour. In: N. Bolton (ed.) *Philosophical Problems in Psychology.* Methuen, London, 45–65.
- Meissner, W. W. (1979): Methodological Critique of the Action Language in Psychoanalysis. *J. Am. Ps.* 27, 79–105.
- Moser, U. (1974): Modellkonstruktion im Bereich der klinischen Psychologie. In: W. J. Schraml, U. Baumann (Hrg.) *Klinische Psychologie II.* Huber, Bern, 28–76.
- Nisbett, R. C., Wilson, T. D. (1977): Telling more than we can know: Verbal reports on mental processes. *Psycholog. Rev.* 84, 231–259.
- Pothast, U. (1980): *Die Unzulänglichkeit der Freiheitsbeweise.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Putnam, H. (1982): *Vernunft, Wahrheit und Geschichte.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Quine, W. V. O. (1960): *Word and Object.* MIT, Cambridge.
- Quine, W. V. O. (1976): *Die Wurzeln der Referenz.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Ricoeur, P. (1969): *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud.* Fischer, Frankfurt/M.
- Rosenberg, J. F. (1980): *One World And Our Knowledge of It.* Reidel, Dordrecht–Boston–London.
- Rorty, R. (1981): *Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Ryle, G. (1949, 1963): *The Concept of Mind.* Penguin, Harmondsworth.
- Schaffer, R. (1978): *Language And Insight.* Yale University Press, New Haven–London.

- Schafer, R. (1979): Character Egosyntonicity, and Character change. *J. Am. Ps. Ass.* 27, 867–891.
- Schafer, R. (1982): Eine neue Sprache für die Psychoanalyse. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Schafer, R. (1982): The Relevance of The “Here and Now” Transference in Interpretation To The Reconstruction of Early Development. *Int. J. Psycho-Anal.* 63, 77–82.
- Schönle, O. (1981): Die Konzeption Roy Schafers und ihr Resultat, die ‚action language‘. In: W. Mertens (Hrg.) *Neue Perspektiven der Psychoanalyse*. Kohlhammer, Stuttgart.
- Schwemmer, O. (1976): *Theorie der rationalen Erklärung*. Beck, München.
- Skinner, B. (1957): *Verbal Behavior*. Appelon, New York.
- Strawson, P. F. (1979): *Individuals*. Univ. Paperbacks, London
- Tress, W. (1985): Psychoanalyse als Wissenschaft. *Psyche* 39, 385–412.
- Tugendhat, E. (1976): *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Tugendhat, E. (1979): *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Wittgenstein, L. (1966): *Lectures and Conversations on Aesthetics, Psychology and Religious Belief*. Blackwell, London.
- Wittgenstein, L. (1978)²: *Philosophische Grammatik*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Wittgenstein, L. (1980)²: *Philosophische Untersuchungen*. Suhrkamp, Frankfurt/M.

Dr. Dr. Wolfgang Tress, Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Quadrat J 5, Postfach 59 70, 6800 Mannheim 1